

Marie Jahoda (1907 – 2001)

Marie (Mitzi) Jahoda wurde am 26. Jänner 1907 in Wien geboren. Ihre Eltern gehörten zum jüdischen Bürgertum der Haupt- und Residenzstadt des Habsburgerreiches, das Assimilation anstrebte, ohne die jüdische Herkunft durch Konversion zu verleugnen. Die Familie war nicht religiös, was es Marie ermöglichte, schon in jungen Jahren einem atheistischen Impuls nachzugeben und aus der Kultusgemeinde auszutreten, ohne dafür getadelt zu werden. Während der Vater der liberal-bürgerlichen Sozialreform verpflichtet war und die Mutter durch den Ersten Weltkrieg zur Pazifistin wurde, schloß sich Jahoda schon als Schülerin sozialdemokratischen Jugendgruppen an. Der durch die Eltern vermittelte Einfluß von Karl Kraus und Josef Popper-Lynkeus trat bei der Gymnasialin im Gefolge der "österreichischen Revolution" (Bauer 1923) zugunsten der Prägung durch den Austromarxismus in den Hintergrund. Nach der Matura legten die (mittlerweile verarmten) Eltern Maries Wunsch, ein Studium zu beginnen, (dennoch) nichts in den Weg. Die Aufnahme eines Universitätsstudiums war sowohl in der Familie wie dem sozialen Milieu, dem die Jahodas angehörten, durchaus nicht selbstverständlich.<sup>1</sup> Neben einer zweijährigen Ausbildung zur Volksschullehrerin begann Jahoda 1926 an der Universität Wien mit dem Studium der Psychologie; das erschien ihr die "gescheiteste Vorbereitung" für das, was sie sicher war, einmal zu werden: "sozialistische Erziehungsministerin". (Jahoda 1981a, 133) Bei Karl und Charlotte Bühler lernte sie dann doch etwas anderes, nämlich akademische Psychologie:

"Ich kann gar nicht sagen, wie überrascht ich war, als ich in meine erste Universitätsvorlesung ging und Karl Bühler seine Behandlung der Sinneswahrnehmungen damit begann, die Anatomie des Ohres zu erklären. Es schien nicht das zu sein, was ich erwartete; aber ich lernte besser." (Jahoda 1986, 29)

Die Jahre zwischen Studienbeginn und dem Verbot der österreichischen Sozialdemokratie im Anschluß an die Unruhen im Februar 1934 waren prall gefüllt: Neben den beiden Studien war Jahoda in verschiedenen politischen Organisationen aktiv; 1927 heiratete sie Paul F. Lazarsfeld (von dem sie sich 1933 scheiden ließ), hielt sich 1928/29 zu einem Studienaufenthalt in Paris auf und nach der Rückkehr bezog die junge Familie eine Wohnung im berühmtesten Neubau des Wiener sozialen Wohnbaus, dem Karl-Marx-Hof, wo Marie als Arbeiterbibliothekarin wirkte. 1930 gebar sie ihre einzige Tochter (Lotte Bailyn ist heute Professorin für Organisationspsychologie am *MIT* in Cambridge, Massachusetts). Die Arbeit als Hilfslehrerin an verschiedenen Wiener Volksschulen, eine vorübergehende Beschäftigung im von Otto Neurath geleiteten Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum und die Mitarbeit in der von Lazarsfeld 1931 gegründeten Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle hielten Jahoda nicht davon ab, sich bei Heinz Hartmann einer Psychoanalyse zu unterziehen und 1932 an der Universität ihr Studium mit einer psychologischen Dissertation (Jahoda 1931) abzuschließen.

Weit über die Zäsur hinaus, die die Ausbürgerung aus Österreich (1937) bedeutete, verstand sich Jahoda vor allem als politische Aktivistin. Ihre Tätigkeit in der Forschungsstelle, deren Leitung sie nach der Übersiedlung Lazarsfelds 1933 in die USA übernahm, war nur ein Teil ihres damaligen Lebensinhalts und nicht einmal der wichtigste. Zwischen dem Verbot der österreichischen Sozialdemokratie 1934 und ihrer Verhaftung im Spätherbst 1936 wirkte sie im Untergrund als Mitarbeiterin der "Revolutionären Sozialisten" und dort vornehmlich als Vertraute des Vorsitzenden dieser Organisation, Joseph Buttinger, der sie in seiner autobiografischen Abrechnung mit der österreichischen Sozialdemokratie ausnehmend positiv porträtiert. (Buttinger 1953) Die Untergrundaktivitäten führten zu ihrer Verhaftung, als die Forschungsstelle aufgrund einer Denunziation - nicht ganz zu Unrecht - als Poststelle der illegalen Partei aufflog. (Fleck 1989) Jahoda verband in ihrer Person damals für eine künftige akademische Forscherin hochgradig ungewöhnliche Tätigkeiten: Alleinerziehende Mutter, illegale

politische Aktivistin, Managerin einer an der Grenze zum Bankrott dahinschlitternden innovativen Wissenschaftsfirma und noch keine 30 Jahre alte Doktorin der Psychologie, deren Traum, Erziehungsministerin zu werden, unreal geworden war und für deren Zukunft als Sozialpsychologin die freundliche Aufnahme ihres Erstlingswerk zwar förderlich gewesen hätte sein können, wäre dem nicht der nach 1933 staatlich verordnete Antisemitismus der Nazis entgegengestanden, den Österreich kopierte, ehe er nach dem "Anschluß" auch hier zur offiziellen Linie wurde.

Die Vertreibung aus Österreich rettete Jahoda, ohne daß sie das damals wissen konnte, das Leben, denn nur neun Monate nach ihrer Ausbürgerung marschierten deutsche Truppen in Wien ein. Zu dieser Zeit, im März 1938, lebte Jahoda unter Bergarbeitern im südwalisischen Kohlenrevier und studierte im Auftrag der Quäker ein subsistenzwirtschaftliches Beschäftigungsprojekt für Arbeitslose. Aus Dankbarkeit für die Hilfe, die ihr einer der Quäker bei der Rettung von Familienangehörigen aus Wien zuteil werden ließ, veröffentlichte Jahoda die, die wohlmeinden Absichten der Initiatoren ruinierenden Resultate nicht. (Jahoda 1981b, 1989)

Bis 1945 blieb Jahoda in England, führte weitere Forschungsprojekte durch und war in der sozialdemokratischen Exilorganisation und in der Anti-Hitler-Propaganda des britischen *Ministry of Information* und des *Foreign Office* tätig. Bei Kriegsende übersiedelte Jahoda nach New York, um ihre Tochter wiederzusehen, die nach der Verhaftung zu Lazarsfeld in die USA gebracht worden war. Jahodas Angebot, nach Österreich zu gehen, wurde von den Exponenten der Nachkriegs-SPÖ brüsk zurückgewiesen (Fleck 1988), was es ihr wohl erleichterte, der Doppelrolle als politische Aktivistin und Sozialpsychologin ein Ende zu setzen. Ab 1945, ihrer Übersiedlung in die USA, war sie nur noch Wissenschaftlerin.<sup>2</sup> Von einer habituellen Entpolitisierung, die bei vielen anderen Flüchtlingen aus sehr unterschiedlichen Gründen Platz griff, kann jedoch weder damals noch später gesprochen werden: Die Wahl ihrer Forschungsthemen, der Versuch, die

sozialen und politischen Konsequenzen ihrer Studien zu antizipieren und durch die Art der Präsentation zu beeinflussen, blieb als Erbe aus der politisch aktiven Periode erhalten.

Knapp mehr als ein Jahrzehnt lebte Jahoda in New York, ehe sie Ende der 50er Jahre nach England zurückkehrte, dort den Labour-Politiker und zeitweiligen Minister Austen Albu heiratete und Professuren für (Sozial-) Psychologie zuerst am *Brunel College* (später: *Brunel University*) und dann an der neu gegründeten *University of Sussex* annahm.

Die Jahre in den USA waren nach Vielfalt der bearbeiteten Themen, Zahl der wissenschaftlichen Kooperationen und Menge der Publikationen außergewöhnlich produktiv.<sup>3</sup> Beginnend als Forschungsassistentin von Max Horkheimer, dann im von ihrem früheren Ehemann Lazarsfeld geleiteten *Bureau of Applied Social Research* der *Columbia University*, und schließlich ab 1949 als Professorin an der *New York University* am dortigen *Department of Psychology* und dessen *Research Center for Human Relations*. Neben der gemeinsam mit Nathan W. Ackerman verfaßten Studie über "Anti-Semitism and emotional disorder. A psychoanalytic interpretation" (1950), der Herausgabe der "Studies in the scope and method of 'The authoritarian personality'" (1954) und einer Monographie über "Current concepts of positive mental health" (1958) schrieb sie mehrere Arbeiten über die Folgen des McCarthyismus, führte diverse empirische Erhebungen durch und war Erstautorin der Erstauflage eines der gängigsten Lehrbücher der Methoden der Sozialforschung der 50er Jahre, der zweibändigen "Research methods in social relations, with special reference to prejudice" (Jahoda u.a. 1951), das danach noch in vier, jeweils veränderten Auflagen und mit wechselnden Ko-Autoren publiziert wurde.

Ähnlich breit gestreut waren Jahodas Veröffentlichungen in den 60er Jahren in England: Im Auftrag der UNESCO schrieb sie "Race relations and mental health" (1960), studierte die Ausbildung von Technikern am Brunel College ("The education of technologists: An exploratory case study at Brunel College", 1963), edierte gemeinsam mit Neil Warren einen Reader über "Attitudes" (1966) und war an frühen Kritiken der Club of Rome Projektionen über die Grenzen

des Wachstums beteiligt ("Thinking about the future: A critique of "The limits to growth", 1973, und "World futures - the great debate", 1978). Ende der 70er Jahre kehrte sie zu den Anfängen ihrer sozialpsychologischen Forschung zurück und veröffentlichte seither zahlreiche Arbeiten zu Arbeit und Arbeitslosigkeit, mit denen sie dann auch wieder im deutschen Sprachraum Resonanz fand, wo sie bis zum heutigen Tag vornehmlich dieser Arbeiten wegen bekannt ist.

Wenige Monate nach Jahodas 26. Geburtstag erschien im Frühsommer 1933 in der von Karl Bühler im Verlag von S. Hirzel in Leipzig herausgegebenen Reihe „Psychologische Monographien“ als „Band V“ „Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langdauernder Arbeitslosigkeit. Mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie, bearbeitet und herausgegeben von der Österreichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle“ (Jahoda u.a. 1933). Das autorenlose schmale Bändchen zählt heute zu den klassischen Beiträgen aus der Geschichte der empirischen Sozialforschung.

„Marienthal“ wäre ohne den Einfluß einer zentralen moralischen, politischen und intellektuellen Bezugsperson, des überragenden (Rollen-) Vorbildes der damals jungen Sozialdemokraten, Otto Bauer, gar nicht zustande gekommen. Übereinstimmend erinnerten alle drei Marienthal-Autoren daran, daß er es war, der sie auf das Thema brachte und ihnen den zu untersuchenden Ort, das kleine Dorf Marienthal südöstlich von Wien, vorschlug. Bauer bzw. das intellektuelle Umfeld des Austromarxismus versorgten die Autoren auch mit jener, in „Marienthal“ weitgehend implizit bleibenden soziologischen Sichtweise. Die Perspektive auf Klasse und Partei als soziographische Analyseeinheiten, die fraglose Hervorhebung der Dimension sozialer Ungleichheit und die zentrale lebensweltliche Bedeutung von (Erwerbs-) Arbeit eigneten sich die Gruppe um Lazarsfeld nicht in einem Universitätsseminar an, sondern in den Diskussionszirkeln des „roten Wien“.

Gerade diese vielfältigen Einflüsse machen "Marienthal" auch heute noch attraktiv; sie sind aber auch für einige Inkonsistenzen verantwortlich, deren spätere Wahrnehmung durch die Verfasser wiederum für die sehr späte Neuauflage und vor allem die noch spätere Übersetzung ins Englische verantwortlich waren. An "Marienthal" wurde später der Einsatz verschiedener Methoden ("triangulation") und besonders die Benutzung nicht-reaktiver Erhebungsverfahren gerühmt. Die Autoren waren 1933 auf etwas anderes stolz, nämlich darauf, daß sie die Bevölkerung von Marienthal nicht nur als Untersuchungsobjekte benutzt haben, sondern sich selbst nützlich machen wollten. In Lazarsfelds Einleitung von 1933 hieß es dazu:

"Es war unser durchgängig eingehaltener Standpunkt, daß *kein einziger unserer Mitarbeiter in der Rolle des Reporters und Beobachters* in Marienthal sein durfte, sondern daß sich jeder durch irgendeine, auch für die Bevölkerung nützliche Funktion in das Gesamtleben natürlich einzufügen hatte." (Jahoda u.a. 1933, 5)

Der Erfolg von "Marienthal", der sich vor allem im Anschluß an die Neuauflagen (deutsch 1960 und 1975) und die amerikanische (1971) bzw. englische Ausgabe (1972)<sup>4</sup> einstellte, nötigte Jahoda seither zu wiederholter Kommentierung ihres Erstlingswerks. Die Bitten darum dürften, wegen der nahezu ausschließlichen Identifikation ihrer Person mit diesem einen Werk, fallweise bereits einen kränkenden Unterton gehabt haben. Mit zunehmender zeitlicher Distanz fiel Jahodas Urteil - vielleicht auch deshalb - immer kritischer aus: Hob sie ganz zu Beginn die methodische Innovation hervor (Jahoda 1938, Jahoda u.a. 1951, Selltiz u.a. 1959), so unterstrich sie später die gelungene Herausarbeitung der vier Haltungstypen - ungebrochen, resigniert, verzweifelt und apathisch (Jahoda 1933) - und die politische Botschaft: "Arbeitslosigkeit führt zur Resignation, nicht zur Revolution." (Jahoda 1981a, 140) Beginnend in den späten 70er Jahren diskutierte sie die Ergebnisse von "Marienthal" im Lichte der späteren sozialpsychologischen Forschung: In Absetzung von der starken These von "Marienthal" - die Höhe des Arbeitslosengeldes korreliert mit dem psychischen Wohlbefinden - hebt Jahoda nun die Wirkung

der Armut *oder* der fehlenden Beschäftigung auf das psychische Befinden der Betroffenen hervor.<sup>5</sup> Sie griff auch eine Frage auf, die im Text von "Marienthal" enthalten war, aber dort nicht entschieden wurde: Die Rolle der biografischen Erfahrung, der bisherigen Lebensgeschichte für die unterschiedliche Verarbeitung der Situation der Arbeitslosigkeit. (Jahoda 1986, passim, 1988, 16ff., 1992, 356f.)

Gelegenheit zur Fertigstellung größerer wissenschaftlicher Arbeiten fand Jahoda erst nach ihrer Übersiedelung in die USA. Einige Beachtung fand die gemeinsam mit Nathan W. Ackerman verfaßte Teilstudie "Anti-Semitism and emotional disorder" (Jahoda und Ackerman 1950) des umfangreichen Projekts "Studies in prejudice" des *American Jewish Committee*, das in Deutschland vor allem wegen der Beteiligung des exilierten Frankfurter *Instituts für Sozialforschung* bekannt geworden ist. Jahodas Kooperation mit Horkheimer dauerte nicht sehr lange und hinterließ in ihrem Werk keine tiefen Spuren.

Jahoda führte in den USA noch einige andere empirische Erhebungen durch, deren Berichte heute vor allem als zeitgeschichtliche Dokumente von Interesse sind - und weniger wegen eines überzeitlichen sozialtheoretischen Gehalts. Im Zusammenhang mit dem Antisemitismus-Projekt interpretierte sie gemeinsam mit Eunice Cooper Reaktionen von Befragten auf Cartoons, die sich in deutlich satirischer Aufmachung über die minderheitenfeindlichen Vorurteile des *Mister Biggott* lustig machen. Die beiden Autorinnen schließen daraus, daß es so etwas wie eine sozialstrukturell und sozio-kulturell induzierte Tendenz der Vermeidung gegen aufklärende Propaganda bei jenen gäbe, die selbst stark vorurteilsbehaftet seien. (Jahoda und Cooper 1947)

In mehreren Veröffentlichungen setzte sich Jahoda, teils gemeinsam mit anderen Autoren, dann Anfang der 50er Jahre mit den Folgen des McCarthyismus auseinander. Die Wahl dieses Untersuchungsgegenstandes ist angesichts des Meinungsklimas dieser Zeit für eine Einwanderin, die gerade erst amerikanische Staatsbürgerin geworden war, ziemlich ungewöhnlich. Zieht man

einen der Befunde einer dieser Studien heran - wonach die staatlichen Sicherheitsüberprüfungen, die noch vor der eigentliche McCarthyära eingeführt wurden, vor allem bei jenen Wirkung zeigten, auf die diese Maßnahmen nicht gemünzt waren (Jahoda und Cook 1952) - zeigt sich an Jahodas Haltung jene Einstellung, die sie später als "Unabhängigkeit" der Urteilens herausgearbeitet hat: als "unabhängiger Dissident" gilt Jahoda jemand, der sich vis-a-vis eines in der Öffentlichkeit umstrittenen Themas schon vorgängig eine Meinung gebildet hat (das nennt sie "ursprüngliche Investition") und trotz gegenläufigen öffentlichen Meinungsdrucks seine Privatmeinung auch öffentlich bekundet. (Jahoda 1959, 187)

Jahodas Nonkonformismus wurde bei ihr jedoch nie zum Selbstzweck. Sie konnte ihren Mut, dessen lebensgeschichtliche Wurzeln wohl im politischen Engagement während der ständestaatlichen Diktatur zu suchen sind, durchaus auch zügeln, wenn es ihrer Meinung nach der Sache diene. Anfang der 50er Jahre untersuchte sie beispielsweise die Studentinnen eines der führenden *liberal arts colleges* der Ostküste und fand unter den jungen Studentinnen nicht zu ihrer, aber zur Überraschung der Lehrenden eine Dominanz von Werten, die mit der *corporate identity* des *Vassar Colleges* kaum vereinbar waren. Statt diese Befunde zu veröffentlichen, diskutierte Jahoda ihre Forschung ausführlich mit dem Lehrpersonal

"and these fulfilled the purpose of at least considering the possible truth of some unwelcomed statements. Publication would not have served an equally useful aim."

(Jahoda 1981b, 213)

Vielleicht kann man die biografischen Wurzeln von Jahodas Forschungsstil bis zu ihrer marginaleren Rolle im Bühler-Institut zurückverfolgen, deretwegen sie sich nicht genötigt fühlen mußte, sich die, nicht nur für die damalige Zeit, rigorosen Standards des Ehepaars Bühler zu eigen zu machen. Sicher kann man die Genese ihre Auffassung über den Zweck jeglicher Sozialforschung, zurückverfolgen in den Austromarxismus, dessen intellektueller Wortführer Otto Bauer so sehr von der in Wien einflußreichen Philosophie Ernst Machs und den



Anschauungen seiner neopositivistischen (Zeit-) Genossen beeinflusst war, daß er die Autonomie der wissenschaftlichen Forschung nie in Frage stellte. Rücksichtlose Tatsachenforschung war das eine, die Auswahl der zu untersuchenden Objekte und die Verwertung der Resultate etwas anderes.

”Meine gesamte Arbeit (hat) ihren Ausgang eher bei den wirklichen Problemen des Lebens als bei den Problemen der Sozialpsychologie als Wissenschaft ... genommen. ... Ich glaube, daß es das Idealziel einer guten Sozialpsychologie ist ..., das Zusammenspiel zwischen individuellen Faktoren und dem sozialen Kontext wirklich ernst zu nehmen. ... Der Bezug zum sozialen Kontext ist oft genug ein bloßes Lippenbekenntnis und macht die sozialen Faktoren nicht zum Gegenstand systematischer Analyse ... Die Aufgabe der Human- und Sozialwissenschaften (ist es), das nicht Sichtbare sichtbar zu machen ... Das Offensichtliche - das, was man mit dem bloßen Auge sieht - darf man nicht einfach so hinnehmen. Darin scheint mir die Hauptaufgabe der Sozialwissenschaften zu liegen.”  
(Jahoda 1986, 19)

Die Eigenart ihres Forschungsstils und ihrer Auffassung von Sozialwissenschaften läßt sich folgendermassen charakterisieren: Problemstellungen, die es wert sind erforscht zu werden, stammen aus der realen Welt und nicht aus der abgeschiedenen der selbstgenügsamen Forschung oder gar aus dem psychologischen Laboratorium. „Lebensnähe“ und „Anwendung“ sind die beiden Maximen, an denen Jahoda Zeit ihres wechselvollen, von den politischen Stürmen dieses Jahrhundert gezeichneten Lebenswegs festgehalten hat. Als 19-jährige schrieb sie in ihrer ersten Veröffentlichung: „Wir wollen nicht in sinnlosen Kämpfen unsere Kraft ausgeben, die wir doch so notwendig brauchen zur Erringung unserer gemeinsamen, großen Ziele“ (Jahoda 1926, 3) - auch wenn sich in den sieben Jahrzehnten, die seither vergangen sind, die Auffassung über die Inhalte dieser Ziele gewandelt hat, blieb Jahoda ihrer in frühen Jahren entwickelten Selbstdefinition im Kern treu: Die reale Welt als Herausforderung zu betrachten, die durch

gemeinsame Anstrengung ein wenig lebenswerter gemacht werden sollte, wozu sozialpsychologische Forschung einen Beitrag leisten kann.

Marie Jahoda kann als Rollen-Vorbild für jene Sozialwissenschaftler fungieren, die sich nicht ängstlich um Disziplinargrenzen kümmern, sich ihre Fragen von der realen Welt stellen lassen und die nicht jede Zeile, die sie zu Papier bringen, glauben auch gleich veröffentlichen zu müssen.<sup>6</sup> Jahodas umfangreiches Werk, das hier nur ausschnittsweise vorgestellt werden konnte, bietet mehr als nur Anregungen dazu, wie Sozialwissenschaft betrieben werden könnte.

Marie Jahoda verstarb am 29. 4. 2001 in Sussex, England.

#### Literatur:

- Bauer, Otto: Die österreichische Revolution (1923). In: Otto Bauer Werke. Bd. 2. Wien 1975, S. 489-866.
- Buttinger, Joseph: Das Ende der Massenpartei. Am Beispiel Österreich. Ein geschichtlicher Beitrag zur Krise der sozialistischen Bewegung. Köln 1953 (Frankfurt 1972).
- Fleck, Christian: Marie Jahoda. In: Friedrich Stadler (Hrsg.): Vertriebene Vernunft II. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft. Wien 1988, S. 345-359.
- : Zur Einführung: Politische Emigration und sozialwissenschaftlicher Wissenstransfer. Am Beispiel Marie Jahodas. In: Marie Jahoda, Arbeitslose bei der Arbeit. Die Nachfolgeuntersuchung zu "Mariantal" aus dem Jahr 1938. Hrsg. von Christian Fleck. Frankfurt 1989, S. i-lxxii.
- : Rund um "Mariantal". Von den Anfängen der Soziologie in Österreich bis zu ihrer Vertreibung, Wien 1990.
- : Einleitung. In: Marie Jahoda, Sozialpsychologie der Politik und Kultur. Ausgewählte Schriften. Hrsg. von Christian Fleck. Graz 1994, S. 7-47.
- : The choice between market research and sociography, or: What happened to Lazarsfeld in the United States?. In: Jacques Lautman & Bernard-Pierre Lécuyer eds., Paul Lazarsfeld (1901-1976). La sociologie de Vienne à New York, Paris 1998, S. 83 – 119.
- Jahoda, Marie: Koedukation. In: Schulkampf Juni/Juli 1926, S. 3.
- : Anamnese im Versorgungshaus. Ein Beitrag zur Lebenspsychologie. Unveröffentlichte Phil. Diss. Universität Wien 1931.
- : Überlegungen zu "Mariantal" (1938). In: Dies.: Sozialpsychologie der Politik und Kultur. Ausgewählte Schriften. Hrsg. von Christian Fleck. Graz 1994, S. 261-274.
- Current Concepts of Positive Mental Health New York 1958.

- : Wie ist Nonkonformität möglich? (1959). In: Dies.: Sozialpsychologie der Politik und Kultur. Ausgewählte Schriften. Hrsg. von Christian Fleck. Graz 1994, S. 168-193.
- : Race relations and mental health. Paris 1960.
- : The Education of Technologists. An exploratory case study at Brunel College. London 1963.
- : Aus den Anfängen der sozialwissenschaftlichen Forschung in Österreich. In: Zeitgeschichte 8 (1981), S. 133-141.
- : To publish or not to publish?. In: Journal of Social Issues 37 (1981), S. 208-220.
- : Das Unsichtbare sichtbar machen. David Fryer im Gespräch mit der Sozialpsychologin Marie Jahoda (1986). In: Die Marienthal-Studie - 60 Jahre später. Marie Jahoda zum fünfundachtzigsten Geburtstag. Eingeleitet von Ali Wacker. Hannover 1992, S. 19-31.
- : Understanding work: Some contributions of the social sciences. Manuskript eines Vortrags vor der European Science Foundation, Wien Mai 1986 (Kopie im Archiv für die Geschichte der Soziologie in Österreich, Graz).
- : Economic recession and mental health: Some conceptual issues. In: Journal of Social Issues 44 (1988), S. 13-23.
- : Arbeitslose bei der Arbeit. Die Nachfolgeuntersuchung zu "Marienthal" aus dem Jahr 1938. Hrsg. von Christian Fleck, Frankfurt 1989.
- : Reflections on Marienthal and after. In: Journal of Occupational and Organizational Psychology 65 (1992), S. 355-358.
- und Nathan W. Ackerman: Anti-Semitism and emotional disorder. A psychoanalytic interpretation, New York 1950.
- und Richard Christie (Hrsg.): Studies in the scope and method of "The authoritarian personality": Continuities in social research. Glencoe 1954.
- und H.S.D. Cole, Christopher Freeman, K.L.R. Pavitt (Hrsg.) Thinking about the Future - A Critique of "The Limits of Growth", Chicago: Chatto & Windus 1973, deutsche Ausgabe: Die Zukunft aus dem Computer? Eine Antwort auf "Die Grenzen des Wachstums. Neuwied 1973.
- und Stuart W. Cook: Wie reagieren Unbeteiligte auf den McCarthyismus? (1952). In: Dies.: Sozialpsychologie der Politik und Kultur. Ausgewählte Schriften. Hrsg. von Christian Fleck. Graz 1994, S. 51-94.
- und Eunice Cooper: Vorurteil und Vermeidung. Wen erreicht Propaganda, die Vorurteile bekämpfen will? (1947). In: Dies.: Sozialpsychologie der Politik und Kultur. Ausgewählte Schriften. Hrsg. von Christian Fleck. Graz 1994, S. 197-207.
- und Morton Deutsch, Stuart W. Cook: Research methods in social relations, with special reference to prejudice. Bd. I: Basic processes, Bd. II: Selected techniques, New York 1951.
- und Christopher Freeman (Hrsg.) World Futures - the Great Debate. Oxford 1978.

- und Paul F. Lazarsfeld, Hans Zeisel (1933): Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langdauernder Arbeitslosigkeit, mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie. Frankfurt 1975.
  - und Paul F. Lazarsfeld, Hans Zeisel (1933): Marienthal: The sociology of an unemployed community, Chicago 1971.
  - und Neil Warren (Hrsg.): Attitudes. Selected readings, Harmondsworth 1966.
- Lazarsfeld, Paul F.: Forword to the American edition. Forty years later. In: Marie Jahoda, Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel: Marienthal. The sociology of an unemployed community. Chicago 1971, S. vii-xvi.
- Rosenberg, Bernard: An Interview with Lewis Coser. In: Walter W. Powell und Richard Robbins (Hrsg.): Conflict and consensus. A Festschrift in honor of Lewis A. Coser. New York 1984, S. 27-52.
- Selltiz, Claire und Marie Jahoda, Morton Deutsch, Stuart W. Cook: Research methods in social relations (revised one volume edition). New York 1959.

---

<sup>1</sup> Die Individualpsychologin und Autorin eines damals viel gelesenen Buches, "Wie die Frau den Mann erlebt", Sofie Lazarsfeld, versagte ihrer Tochter beispielsweise das Studium, das ihrem Sohn Paul jedoch selbstverständlich ermöglicht wurde.

<sup>2</sup> Coser erinnert sich daran, daß er gemeinsam mit seiner Frau Rose, C. W. Mills und Jahoda, dem Vorbild Sartres folgend, die Gründung einer unabhängigen Gruppe radikaler Intellektueller diskutierte, Rosenberg, Bernard: An Interview with Lewis Coser. In: Walter W. Powell und Richard Robbins (Hrsg.): Conflict and consensus. A Festschrift in honor of Lewis A. Coser. New York 1984, S. 49.

<sup>3</sup> Dazu ausführlicher Fleck, Einleitung. In: Marie Jahoda, Sozialpsychologie der Politik und Kultur. Ausgewählte Schriften. Hrsg. von Christian Fleck. Graz 1994, S. 25-45.

<sup>4</sup> Neuausgaben bzw. Übersetzungen erschienen 1960 im Verlag für Demoskopie Allensbach, 1971 bei Aldine-Atherton in New York, 1972 bei Tavistock in London, 1975 u.ö. bei Suhrkamp in Frankfurt, 1982 bei Minuit in Paris, 1983 bei Tamgu-Dang in Seoul und 1986 bei Edizioni Lavoro in Roma.

<sup>5</sup> Es ist bezeichnend für die ambivalente Haltung gegenüber dem zentralen Befund von Marienthal, daß Lazarsfeld in seinem Vorwort zur amerikanischen Ausgabe eine Anbindung an die damalige Armutsforschung versuchte, Lazarsfeld, Paul F.: Forword to the American edition. Forty years later. In: Marie Jahoda, Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel: Marienthal. The sociology of an unemployed community. Chicago 1971, S. viii.

<sup>6</sup> In Marie Jahoda, To publish, S. 209 findet sich der Hinweis, daß die Resultate von grob geschätzt wenigstens acht Jahren ihrer wissenschaftlichen Forschung aus unveröffentlicht blieben, weil sie aus persönlichen oder politischen Gründen meinte, daß eine Nichtveröffentlichung mehr Nutzen stiften würde als eine vorschnelle Publikation.